

Zukunftsmusik ohne Zukunft?

Bernhard König

Der nachfolgende Essay entstand 2022 als Auftragsarbeit für einen damals geplanten, bisher aber noch nicht realisierten Sammelband zum interreligiösen Dialog. Zwei Jahre später (im Frühjahr 2024) rückt die Möglichkeit, die hier beschriebene Utopie tatsächlich umzusetzen, erstmals in greifbare Nähe. In Bonn planen wir gemeinsam mit dem *International Center for Comparative Theology and Social Issues* der Universität Bonn (CTSI) und weiteren institutionellen Partnern eine Verstärkung des Formates *Stunde der Zukunft*.

Eine ganz normale Kleinstadt im Jahr 2035. Ähnlich wie in vielen anderen Städten und Dörfern findet auch hier eine wöchentliche, religions- und generationsübergreifende Andacht statt. Ähnlich wie andernorts ist diese Andacht auch hier den wichtigsten Themen des 21. Jahrhunderts gewidmet: Der Erderwärmung, dem Artensterben und der daraus resultierenden Notwendigkeit einer Neuorientierung menschlichen Handelns und eines neuen planetaren Gemeinschaftssinns.

Diese Woche drehen sich alle Beiträge um das Thema „Wasser“. Eine Fachfrau für marine Ökologie berichtet vom Zustand der Weltmeere. Rabbinerin, Pastorin und Imam sprechen im Wechsel über das Wasser als lebensspendende Gottesgabe. Die generationsübergreifende Musiktheatergruppe hat eine kleine Wasser-Performance vorbereitet. Zwischen den Beiträgen werden deutsche, englische, hebräische und arabische Lieder aus dem gemeindeeigenen Klima-Liederbuch gesungen.

Viele sind gekommen: Kinder und Erwachsene, Alteingesessene und Geflüchtete, Menschen mit und ohne Religionszugehörigkeit. Ihre Beweggründe sind unterschiedlich. Manche besuchen diese Veranstaltung, weil es ihnen ein wichtiges Anliegen ist, sich mit ihren Nachbar*innen über die Fortschritte und Rückschläge der örtlichen Transformationsprozesse auszutauschen. Anderen geht es nicht so sehr um Fakten und Informationen, sondern eher um Trost und Ermutigung angesichts der fortschreitenden Klimaveränderungen. Einige sind als Vertreter*innen einer bestimmten Religion gekommen und wollen ihren Glauben mit Gleichgesinnten und Andersgläubigen teilen. Wieder andere haben sich irgendwann enttäuscht von ihrer einstigen Religionsgemeinschaft abgewendet, möchten aber die wöchentliche Zusammenkunft, das gemeinsame Singen, Zuhören, Nachdenken und Schweigen nicht missen. Viele der Anwesenden haben selbst schon einmal eine solche Andacht mitgestaltet, haben ihre Lieder und Überlieferungen, ihre wissenschaftliche Expertise und praktischen Erfahrungen, ihre Zukunftsideen und Hoffnungsgeschichten, ihre Kochkunst oder ihr musikalisches Können eingebracht. Andere bleiben lieber im Hintergrund, hören zu und lassen sich mit Liedern, Texten und Ideen beschenken.

So unterschiedlich die Beiträge und Motivationen auch sein mögen, liegt ihnen doch eine gemeinsame Idee zugrunde. Die meisten Anwesenden teilen die Überzeugung, dass sich die großen Aufgaben ihrer Zeit nicht durch die herkömmlichen Grenzen zwischen den Kulturen, Religionen, Generationen und klimapolitischen Lager auseinanderdividieren lassen. Es ist ihnen wichtig, die Vielfalt der Traditionen und Geisteswelten zu respektieren. Sie sind bereit, öffentlich für die eigenen Überzeugungen einzustehen, sind aber auch offen dafür, sich von Andersdenkenden und –gläubigen bereichern zu lassen. Aus diesem Grund betrachten sie die Klima- und Umweltkrise nicht nur als ein beängstigendes Problem, sondern auch als Chance für ein neues

Miteinander. Die Chance, einander kennenzulernen, sich wechselseitig in verschiedene Gedankenwelten einzuladen, voneinander zu lernen und miteinander kleine Fortschritte zu feiern. Alle Anwesenden gehören zur wachsenden Gemeinschaft derer, die mit ihrer Sorge um den Planeten oder mit ihrem Engagement für das Klima nicht allein bleiben wollen. Die beschlossenen haben, sich in regelmäßigen Abständen mit anderen Menschen aus dem eigenen Dorf, Kiez oder Stadtviertel zu treffen, um religions- und kulturübergreifend innezuhalten. Sich gegenseitig zu ermutigen und miteinander auszutauschen. Gemeinsam der globalen Herausforderungen zu gedenken. Den Mut zur Veränderung und die Hoffnung auf Zukunft zu stärken. Und zwar unabhängig davon, ob sie sich selbst als gläubig, agnostisch, zweifelnd oder gänzlich religionsfern verstehen.

Aus diesem kollektiven Bedürfnis ist eine Vielzahl von lokalen Andachtsformen entstanden, deren Gestaltung von niemandem vorgeschrieben, sondern vor Ort ausgehandelt wurde. Manche Klimaandachten dienen vor allem als Wissensbörse und Diskussionsforum, bei anderen überwiegt der religiöse oder kulturelle Anteil. Manche sind informell geblieben und finden unregelmäßig statt, andere haben sich institutionalisiert und ritualisiert, verfügen über einen eigenen Klimachor, ein Stadtteilorchester, einen interreligiösen Gemeinderat und ein multidisziplinäres Vorbereitungsteam, in dem viel gestritten und gelacht wird. Trotz dieser regionalen Unterschiede sind die örtlichen Gruppen über eine gemeinsame Plattform vernetzt und können auf einen großen, gemeinsamen Materialfundus zurückgreifen: Klima- und Umweltlieder. Wissenschaftliche, literarische und religiöse Impulse aus den verschiedensten Überlieferungstraditionen. Musikalische Arrangements, die sich flexibel an die vor Ort verfügbaren Besetzungen anpassen lassen. Fertig ausgearbeitete exemplarische Andachten zu Themen wie Ernährung, Mobilität, Artenschutz oder Klimagerechtigkeit.

Bloß eine Utopie?

Eine märchenhafte Utopie? Als erfolgreicher Selbstläufer, städteübergreifende Bewegung und regelmäßiges Dauerformat ist das, was ich hier beschreibe, natürlich reine Fiktion. Die Inhalte und das beschriebene Veranstaltungsformat hingegen sind real. Sie entstammen größtenteils einem konkreten Modellprojekt, das ich für diesen fiktiven Ausblick ein wenig weitergesponnen und mit anderen Praxiserfahrungen aus einem Jahrzehnt interreligiös-musikalischer Arbeit verknüpft habe.

Seit 2012 konzipiert das Team von *Trimum* neue Veranstaltungsformate, Lieder und Kompositionen für eine interkulturelle Begegnungspraxis mit musikalischen Mitteln. Die Bandbreite der Aktivitäten reicht von einzelnen Konzerten, Workshops und Gottesdiensten bis zur Moderation und Gestaltung mehrjähriger Begegnungs- und Beheimatungsprozesse. Anfangs stand dabei vor allem der interreligiöse Dialog im Zentrum unseres Interesses. Ausgehend von der offenen und bis dahin noch wenig erforschten Fragestellung „Können Juden, Christen und Muslime miteinander singen?“ tasteten wir uns langsam von einem Versuch zum nächsten. Dabei etablierte sich im Lauf der Jahre eine prozessorientierte und ergebnisoffene Arbeitsweise, die dann schrittweise auch auf andere aktuelle Themen und gesellschaftliche Fragestellungen ausgeweitet wurde. Wie kann Musik zu einer Unterstützung für Menschen werden, die vor Krieg und Unterdrückung geflohen sind und in einer fremden Gesellschaft Fuß fassen wollen? Welche Musik braucht ein Stadtteil, in dem Menschen aus

über 150 Herkunftsländern leben? Wie kann man Musik in Zeiten der Pandemie nutzen, um auch ohne digitale Hilfsmittel „Nähe auf Abstand“ zu ermöglichen?¹

Ein Grundprinzip bei all diesen Projekten: Sie sind stets interreligiös *und* interdisziplinär besetzt. Jüdische, christliche und muslimische Musikerinnen, Theologen, Wissenschaftlerinnen und Pädagogen arbeiten Hand in Hand. Dabei ist die Interreligiosität unseres Teams allmählich zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Sie bleibt ein wichtiges Merkmal unserer Arbeit, muss aber nicht mehr so stark betont werden, wie in der Anfangszeit.

Seit 2019 ist eine neue Fragestellung ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit gerückt: Welche Zusammenhänge gibt es zwischen Musik und der Klimakrise? Auch bei diesem Thema hatten wir anfangs mehr Fragen als Antworten. Wie wirkt sich die Umwelt- und Klimakrise auf die Musik aus? Welche Musikkulturen sind durch Klimaveränderungen bedroht? Wie kann die Musikbranche reagieren? Was kann man als Musiker*in tun? Und, konkreter gefragt: Wie lassen sich unsere bisherigen Praxiserfahrungen, unser dialogischer Ansatz und unsere prozesshafte Arbeitsweise für dieses Themas fruchtbar machen? Im Rahmen mehrerer „Zukunftswerkstätten Musik und Klima“ und einer interdisziplinären Podcastreihe begannen wir unsere bereits vorhandene künstlerische, theologische und pädagogische Expertise Schritt für Schritt zu erweitern und uns mit Expert*innen aus Bereichen wie Klimaphysik, interkultureller Umweltpädagogik, islamischer Tier- und Umweltethik, Transformationsstudien und Postwachstumsökonomie zu vernetzen.

Eines der Ergebnisse dieser gemeinsamen Suche ist ein neues Format mit dem Arbeitstitel *Stunde der Zukunft*²: Eine Andacht der globalen Verantwortungsethik, die versucht, zwischen den Kulturen, Religionen und klimapolitischen Überzeugungen zu vermitteln.

Ein hybrides Format

Offenes Singen? Wissenschaftlicher Vortrag? Religiöse Feier? Die *Stunde der Zukunft* entzieht sich herkömmlichen Definitionsrastern. Sie ist ein eigenständiges Format, dessen Dramaturgie sich nicht eindeutig aus dieser oder jener Tradition herleitet, sondern in einem längeren Planungsprozess von unserem Team konstruiert wurde. Dennoch wirkt vieles an der *Stunde der Zukunft* vertraut und wiedererkennbar. Viele ihrer Elemente wurden aus tradierten Veranstaltungsformen entlehnt. Man könnte die *Stunde der Zukunft* als eine Mischform aus Konzert, Wissenschaftskommunikation, Mitmachworkshop und Gottesdienst beschreiben. Das mag auf den ersten Blick nach einem ziemlich bunten „Flickenteppich“ klingen, doch die einzelnen Elemente werden nicht einfach nur beliebig aneinanderreihet, sondern mit Bedacht dosiert. Der Anspruch war von Anfang an hoch gesteckt: Wir wollten ein musikalisches Veranstaltungs- und Begegnungsformat schaffen, das möglichst stimmig die großen Fragen unserer Zeit reflektiert. Um uns diesem ambitionierten Ziel anzunähern, haben wir unsere bisherigen Praxiserfahrungen in einer Rahmendramaturgie gebündelt, die einerseits eine gewisse formaler Strenge aufweist und wiedererkennbar genug ist, um als ein wiederholbares „Ritual“ gefeiert zu werden; die aber andererseits offen und flexibel genug ist, um mit wechselnden Inhalten und für unterschiedliche Zielgruppen ausgestaltet werden zu können.

¹ Hintergrundmaterial zu den genannten Projekten findet sich bei Heupts et al., Singen und Strübel, Liederbuch sowie auf der Online-Präsenz des Trimum e.V.

² Siehe hierzu auch die bebilderte Online-Dokumentation (Trimum e.V., Stunde der Zukunft).

Die Stunde der Zukunft versteht sich als ein *nachbarschaftliches* Format. Sie will zu wiederkehrenden Begegnungen anstiften und in den Alltag hineinwirken. Deshalb zielt sie ausdrücklich nicht auf ein überregionales Publikum, das im Sinne eines überregionalen oder großstädtischen „Kulturtourismus“ eigens zu dieser Veranstaltung anreist, sondern richtet sie sich vorzugsweise an die Menschen eines Stadtteils, einer Ortschaft oder maximal einer Region. Im Idealfall bildet sich in der Zusammensetzung der Anwesenden die tatsächliche Bevölkerungsstruktur ab.

Die Stunde der Zukunft will die, die gekommen sind, zur *aktiven Partizipation* einladen und enthält deshalb Lieder zum Mitsingen. Sie will *die Sinne ansprechen* und kann deshalb performative, konzertante oder theatrale Elemente enthalten. Sie will *informieren* und kann wissenschaftliche, dokumentarische oder journalistische Vortragselemente enthalten. Doch mit diesen drei Zielsetzungen ist noch nicht die wichtigste Intention dieses Formates beschrieben. Das gemeinsame Singen sollte mehr sein, als nur ein aktivierender und gemeinschaftsbildender Selbstzweck. Bei den performativen Elementen sollte es um mehr gehen, als nur um die Aufführung eines zuvor eingeübten Programms. Die Funktion der Vortragselemente sollte sich nicht auf die bloße Wissensvermittlung beschränken.

An erster Stelle steht etwas anderes: Die Stunde der Zukunft will einen *Resonanzraum* für die Hoffnungen, Ängste, Motivationen und Sorgen der jeweils anwesenden Menschen eröffnen. Die dramaturgische Struktur ähnelt deshalb einer Liturgie. Wenn die Mitwirkenden sich gemeinsam darauf verständigen, dann kann sie spirituelle und religiöse Elemente enthalten. In einem allerdings unterscheidet sich die Stunde der Zukunft grundlegenden von herkömmlichen Gottesdiensten: Der Gottesbezug kann als persönliche Glaubensüberzeugung oder als gemeinsamer Beitrag einer Teilgruppe in die Veranstaltung *einggebracht* werden. Aber er wird weder als verbindende und verbindliche Gemeinsamkeit aller Anwesenden *vorausgesetzt*, noch als Idealzustand *angestrebt*.

Die Religionen zu Gast

Diese Entscheidung hat nichts mit Religionskritik zu tun. Die Arbeit von Trimum war stets vom Respekt gegenüber den Religionen geprägt und so soll es auch hier bleiben. Unser Verständnis von interreligiös-musikalischem Dialog entwickelte sich auf dem Boden der Komparativen Theologie, die davon ausgeht, dass derartige Begegnungen am besten unter den Vorzeichen einer wechselseitigen Gastfreundschaft gelingen.³ Wenn Gäste kommen, ist mit ihrem Besuch kein Zwang zur wechselseitigen Anpassung verbunden. Aber man macht seine Wohnung schön, lässt sie nicht vor der Tür stehen sondern bietet ihnen den besten Platz an.

Gelungene interreligiöse Musikprojekte zeichnen sich deshalb unserer Auffassung nach dadurch aus, dass sie gerade *nicht* das Ziel einer maximalen Partizipation oder eines umfassenden Miteinanders anstreben. Ihr Ausgangspunkt ist vielmehr die Annahme, dass unreflektierte Partizipationserwartungen zu massiven Wertekonflikten führen können, weil sie durch den religiösen Kontext als übergriffig oder missionarisch wahrgenommen werden können. Aus diesem Grund werden religiöse Grenzen deutlich markiert. Zu schweigen, während die anderen singen, sollte im interreligiösen Kontext stets eine legitime Option sein und als Zeichen gegenseitigen

³ Vgl. Stosch, Komparative Theologie, 163ff sowie bezogen auf das Projekt Trimum Stosch/König, Gastfreundschaft.

Respekts verstanden werden: Niemand soll etwas singen müssen, das er oder sie nicht glauben kann.

Ähnlich wie in einer multireligiösen Gebetsveranstaltung erhalten die einzelnen religiösen Traditionen auch in der *Stunde der Zukunft* ihren eigenen Raum. Ihre normativen Regeln und Grenzen werden respektiert, ihre Einzigartigkeit wird anerkannt. In einem jedoch unterscheidet sich unser Format von anderen multireligiösen Gebetsveranstaltungen. Es richtet sich ausdrücklich auch an Menschen ohne Religionszugehörigkeit und räumt deren Weltansichten einen gleichberechtigten Platz ein.

In unserer weitgehend säkularisierten Gesellschaft erzeugen Gottesdienste fast unweigerlich eine Separierung – und zwar auch dann, wenn sie in multireligiösem Nebeneinander oder interreligiöser Kooperation gefeiert werden. Sie bestätigen die einen in ihrem Glauben und konfrontieren die anderen mit ihren Zweifeln oder ihrem Nichtglauben. Die *Stunde der Zukunft* versucht an dieser Stelle einen anderen Weg zu gehen. Sie dehnt das Prinzip der wechselseitigen Gastfreundschaft auf die gesamte Gesellschaft aus. Weder religiösen noch nichtreligiösen Menschen sollte zugemutet werden, etwas tun oder sich zu etwas bekennen zu müssen, das den eigenen Überzeugungen zuwiderläuft. Zugehörigkeit sollte bei diesem Andachtsformat keine Frage von Religiosität sein; niemand sollte sich durchgehend als Gast oder als Fremde fühlen, bloß weil er oder sie nicht glaubt. Aus diesem Grund wird in der *Stunde der Zukunft* keine kulturelle und religiöse Homogenität angestrebt, kein gemeinsamer oder vielstimmiger Gottesglaube, sondern die *Vielfalt* und *Verschiedenheit* der Menschen zelebriert.

Dies bedeutet nicht, dass es in diesem Andachtsformat keinen gemeinsamen Bezugspunkt gäbe und dass allein der Mensch im Mittelpunkt stünde. Ähnlich wie ein Gottesdienst kennt auch die *Stunde der Zukunft* einen Bezugspunkt, der größer ist als wir Menschen. Sie handelt von unserem Planeten und von der Verletzlichkeit unserer Biosphäre. Das Gegenüber, um das es geht, ist also nicht beliebig. Aber es ist groß genug, um viele Namen verdient zu haben und aus unterschiedlichen Perspektiven gedeutet werden zu können. Aus wissenschaftlicher Sicht könnte man es zum Beispiel als ein fein ausbalanciertes biologisch-chemisch-physikalisches System beschreiben, das durch menschlichen Einfluss zunehmend unter Druck gerät und instabil zu werden droht.⁴ Aus religiöser Sicht kann es als leidende Schöpfung interpretiert werden. Aus Elternsicht als das Schicksal der eigenen Kinder, Enkel und Urenkel. Aus humanistischer Sicht als gemeinsames Menschheitserbe und als „der einzige Planet, den wir haben“.⁵

Die „liturgische“ Intention der Stunde der Zukunft und ihrer Lieder, Texte und gemeinsamen Handlungen besteht darin, nicht nur untereinander in größtmögliche Resonanz zu treten, sondern auch mit diesem Gegenüber. Die gesamte Veranstaltungsdramaturgie zielt darauf, die Anwesenden zu einer *Haltung der Andacht* einzuladen und auf diese Weise eine gemeinsam erlebte und zelebrierte *Nähe* herzustellen. Und zwar eine Nähe zu etwas, das uns allzu oft fern und abstrakt erscheint: Zu den eigenen Nachfahren. Zur bedrohten Vielfalt der Natur. Zu den Bewohnerinnen einer gefährdeten Küstenregion. Zu den ökologischen Kosten unseres eigenen Lebensstils. Oder, wie es eingangs fiktiv ausgemalt wurde: Zu einem lebensspendenden Element wie dem Wasser.

Nüchtern formuliert könnte man die Intention der Stunde der Zukunft als ein „konviviales Werkzeug“ beschreiben: Als einen kulturellen Beitrag zur dringend notwendigen

⁴ Vgl. Steffen et al., Global Change.

⁵ Norman, Humanist.

Transformation, dessen dramaturgische Gestaltung sich von den sozialpsychologischen Debatten der letzten Jahre herleitet.⁶ Man kann die Intention dieses Formats aber auch in religiösen Worten beschreiben. Es geht in der Stunde der Zukunft um etwas, dessen „Größe unergründlich ist“. Das „höher ist als alle Vernunft“. Das uns „näher ist als unsere Halsschlagader“.⁷

Diese Größe und Nähe braucht nicht zwingend einen gemeinsamen Gottesbegriff oder ein gemeinsames Heilsversprechen. Und sie braucht erst recht keine *exklusive* Glaubensstradition, die zwischen Gläubigen und Ungläubigen separiert. Die Größe und Nähe, um die es hier geht, darf und soll sich vielstimmig äußern. Der eine kann an das ewige Leben glauben, die andere an die Kraft der Meditation. Der eine kann Schuld empfinden, weil sein ökologischer Fußabdruck zu groß ist, die andere zornig sein, weil ihr die Entfaltungschancen für ihre Zukunft genommen werden. Der eine kann voller Pessimismus auf den Weltuntergang warten, die andere optimistisch in die Zukunft blicken, weil sie auf ihren Gott oder auf den menschlichen Erfindungsreichtum vertraut. Die *Stunde der Zukunft* will einen Raum bieten will, in dem solche unterschiedlichen Weltansichten und Überzeugungen nebeneinander bestehen, miteinander in Austausch treten und aneinander wachsen können.

Eine Idee ohne Heimat

Es mag ungewöhnlich erscheinen, dass ich diesen Text mit einem Zukunftsmärchen begonnen habe, wo doch bereits erste Ergebnisse von dem zu reflektierenden Projekt vorliegen. Die ersten Versuche sind abgeschlossen, online dokumentiert und waren voller schöner Momente. Wie es bei solchen Pilotprojekten üblich ist, war an ihnen manches gelungen und anderes verbesserungswürdig. Doch die für mich wichtigsten Fragen konnten diese Testläufe nicht beantworten. Lässt sich ein solches Format ritualisieren? Würde es auch in einer regelmäßigen Form funktionieren, als eine wiederkehrende und wiedererkennbare Zeremonie mit wechselnden Inhalten? Wie würde das Publikum reagieren, wenn es mehrere „Stunden der Zukunft“ in Folge erleben würde? Wäre es dann überhaupt noch ein Publikum, oder würde irgendwann eine Art „Gemeinde“ entstehen? Und wenn ja, wie einladend oder sektiererisch würde sie von außen wahrgenommen werden? Würde sie auf ihre Umgebung ausstrahlen? Oder, anders gefragt: Würde sich, wenn man diese Arbeit beharrlich genug fortsetzen würde, tatsächlich etwas *verändern*?

Ich weiß es nicht und bezweifle, dass ich jemals Antworten auf diese Fragen erhalten werde. Diese Wissens- und Erfahrungslücke ist kein Zufall. Ich weiß generell nur sehr wenig über die langfristigen Auswirkungen meiner interreligiösen und inklusiven Arbeit, weil sie strukturell kurzlebig ist. Für einen Verein wie Trimum ist diese Kurzlebigkeit eine der wenigen zuverlässigen Konstanten. Unsere Arbeit kann sich nirgends beheimaten und bleibt, im wahrsten Sinn des Wortes, dauerhaft „u-topisch“. Oder auf deutsch: ohne Ort.

⁶ Der Begriff „konviviales Werkzeug“ wurde in den 1970er Jahren von Ivan Illich geprägt (vgl. ders., *Selbstbegrenzung*, 27ff). Die Idee zu dem hier beschriebenen musikalischen Format entstand in einer Zeit, in der sich der Autor des vorliegenden Textes mit den wachstumskritischen Ansätzen Illichs und weiterer Autor*innen auseinandersetzte – darunter etwa Göpel, *Mindshift*; Raworth, *Donut-Ökonomie*; Rosa, *Resonanz*; Schneidewind, *Große Transformation*; Sommer/Welzer, *Transformationsdesign*; Weizsäcker et al., *Wir sind dran*. Zur Verknüpfung der besagten sozialpsychologischen und transformativen Ansätze mit der Musik siehe auch König, *Monteverdi*.

⁷ Vgl. Psalm 145,3; Philipper 4,7 und Sure 50,16.

Für diese Ortlosigkeit gibt es systemische Gründe. Interreligiosität ist in Deutschland vor allem eine Domäne etablierter Institutionen und tradierter Religionsgemeinschaften. Die Dialogpartner*innen haben festen institutionellen Boden unter den Füßen und ein klares Regelwerk im Kopf, von dem ausgehend sie sich schrittweise aufeinander zubewegen können. Dies hat viele Vorteile. Der Kern des eigenen Selbstverständnisses bleibt geschützt, die institutionelle und religiöse Autonomie wird nicht gefährdet. Stattdessen kann man an den Rändern nach potentiellen Schnittmengen suchen und behutsam die eigenen Grenzen erweitern. Hinzu kommt – vor allem bei den alteingesessenen Dialogpartnern – eine materielle Sicherheit, deren Fortbestand nicht an das Scheitern oder Gelingen des Dialogs geknüpft ist.

Wer sich hingegen, wie unser Verein es tut, von vorneherein im interreligiösen und inklusiven „Dazwischen“ positioniert, muss den Brückenbau ohne institutionelle Stützpfeiler bewerkstelligen. Die Arbeit ist auf projektbezogene Subventionen angewiesen und besteht aus einer ewigen Abfolge von sogenannten „Modellprojekten“, die zwangsläufig dazu verurteilt sind, Strohfeuer zu bleiben. Scheitert der Dialog, dann kann dies dazu führen, dass man wieder bei Null anfangen und gänzlich neue Strukturen aufbauen muss. Doch auch, wenn ein Projekt „zu gut“ gelingt, kann es – so die Logik des Subventionssystems – nicht mehr finanziell gefördert werden und muss durch ein neues Modellprojekt ersetzt werden. Die Fortführung von etwas, das sich bewährt hat, ist kein Förderungsgrund. Andernfalls würde eine Verstetigung drohen, die haushaltspolitisch nicht vorgesehen ist und mitunter auch für die bereits bestehenden Institutionen unbequem wäre, weil auf diese Weise neue Konkurrenz herangezüchtet würde, die bestehende Strukturen in Frage stellen und gefährden könnte.

Ich habe mich in Lauf der Jahre an diese Kurzlebigkeit gewöhnt und kann durchaus auch ihre Vorzüge erkennen. Sie stiftet fortwährend zu Neuem an und sorgt auf diese Weise dafür, dass Kultur in Bewegung bleibt. Es ist ein großes Privileg, von diesem Immer-wieder-Neuen leben zu können und ich habe dem Subventionssystems unseres reichen Landes viel zu verdanken. Doch längerfristige Lern- und Transformationsprozesse werden auf diese Weise stark erschwert. Eine Phantasie, wie ich sie eingangs skizziert habe – der Gedanke, ein Format wie die *Stunde der Zukunft* könnte eines Tages zur dauerhaften Normalität werden – wäre deshalb auch mir selbst noch vor Kurzem als reichlich „utopisch“ erschienen. Und zwar in der negativen Lesart dieses Wortes: Weltfremd, realitätsfern, extrem unwahrscheinlich. Nicht, weil ich an der generellen Möglichkeit und Umsetzbarkeit einer solchen Verstetigung zweifeln würde. Sondern weil das interreligiöse, interkulturelle und inklusive „Dazwischen“ durch zu viele institutionelle Beharrungskräfte in Zaum gehalten wird, die erfolgreich verhindern, dass eigenständige Alternativen sich dauerhaft etablieren.

Doch die Dinge verändern sich. Sobald man sich etwas intensiver mit der Klima- und Umweltkrise auseinandersetzt, stellt man fest: Auch das institutionelle Festhalten am Status Quo hat mittlerweile eine märchenhafte Note. Auch ihm liegt eine hochgradig utopische Zukunftsprognose zugrunde – die Annahme nämlich, dass sich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten nichts Wesentliches ändern werde. Und so weiß ich letztlich nicht, was hier eigentlich utopischer und märchenhafter ist: meine eingangs skizzierten Zukunftsphantasie oder der Glaube, alles könne so weitergehen wie bisher?

Kulturelle Klimaanpassung

Niemand kann voraussehen, wie eine Andacht, ein Gottesdienst oder eine Kulturveranstaltung im Jahre 2035 aussehen wird. Aber es gibt andere Aspekte von Zukunft, die sich plausibel prognostizieren lassen. Vieles spricht dafür, dass die Weltbevölkerung weiter zunehmen wird. Fast neun Milliarden Menschen prognostizieren die Vereinten Nationen für Mitte der Dreißiger Jahre. Und noch etwas lässt sich vorhersagen: Sie werden mit hoher Wahrscheinlichkeit in einer Welt leben, die ökologisch unwirtlicher und klimatisch unbeständiger sein wird, als sie es in der gesamten bisherigen Menschheitsgeschichte war. Im besten Fall werden „nur“ die extremen Wetterereignisse mit all ihren Auswirkungen auf Leib, Leben und Infrastrukturen stark zunehmen. Im schlimmsten Fall könnten viele dicht besiedelte Regionen bereits im Laufe dieses Jahrhunderts unbewohnbar werden.⁸ Viele werden ihre Heimatregionen verlassen müssen. Sie werden nicht nur ihr Zuhause verlieren, sondern damit zugleich auch das Land ihrer Ahnen und Überlieferungen, ihre heiligen Orte und Pilgerstätten. Nicht unwahrscheinlich, dass ein Teil von ihnen in unserem reichen, klimatisch gemäßigten Land Zuflucht suchen wird. Ihr materielles Hab und Gut wird häufig sehr klein sein. Aber sie werden ihre Lieder, Erinnerungen und Glaubensüberzeugungen im Reisegepäck haben.

Mit anderen Worten: Die Welt bewegt sich auf einen Zustand zu, in dem die Menschen zusammenrücken müssen – auch und gerade in unserem reichen, klimatisch gemäßigten Land. Eine derart veränderte Situation wird sich nicht durch die herkömmlichen Rezepte der Klimaanpassung bewältigen lassen. Sie wird auch die Mitmenschlichkeit und das Zusammenleben auf die Probe stellen und neue kulturelle Herausforderung bereithalten, auf die neue Antworten gefunden werden müssen.

Parallel zu diesen reaktiven Anpassungen an eine sich stark veränderte Situation wird wohl auch der proaktive Klimaschutz weiter intensiviert werden müssen. Vieles deutet darauf hin, dass technische Neuerungen allein wohl kaum noch genügen werden, um das Umkippen des Klimas in einen lebensfeindlichen Zustand zu verhindern.⁹ Selbst der Weltklimarat, der sich in der Vergangenheit vor allem auf technologische und politische Lösungsansätze konzentriert hatte, nimmt mittlerweile auch kulturelle Aspekte in den Blick. Im jüngsten IPCC-Bericht wird der Anteil der Treibhausgas-Emissionen, die sich bis zum Jahr 2050 durch Änderungen im Konsum- und Nachfrageverhalten reduzieren ließen, auf 40 bis 70 Prozent beziffert.¹⁰ Und auch hier sind es vor allem wieder die reichen Ländern des globalen Nordens, von denen ein tiefgreifender Wandel der Kulturen und Lebensstile gefordert wird.

Es braucht nicht viel Phantasie, um sich auszumalen, wie herausfordernd die Gleichzeitigkeit all dieser anstehenden Veränderungen sein kann. Wir alle werden lernen müssen, uns von liebgewonnenen Konsumgewohnheiten und Privilegien zu verabschieden, ohne dabei die Solidarität mit denen zu verlieren, die noch sehr viel mehr verloren haben. Wir werden lernen müssen, weniger zu reisen, weniger Fleisch zu essen, weniger Wohnraum zu nutzen, weniger zu streamen, ohne die Schuld dafür denen zuzuschieben, die zeitgleich bei uns Zuflucht suchen werden. Wir

⁸ Der *Emission Gap Report 2022* der Vereinten Nationen prognostiziert bis zum Ende des Jahrhunderts einen Temperaturanstieg von rund 2,5°C (vgl. UNEP, *Closing Window*). Dies könnte im Extremfall bedeuten, dass ein Drittel der Weltbevölkerung bereits im Jahr 2070 in Regionen mit einer Durchschnittstemperatur leben muss, wie man sie heute nur aus der Sahara kennt (vgl. Xu et al, *Future*).

⁹ Zusammenfassungen der Argumente, die für diese Annahme sprechen, bieten u.a. Petschow, Wohlergehen, 26ff sowie Kallis et al., *Degrowth*, 296ff.

¹⁰ Vgl. Creutzig, *Demand*, 5-3.

werden lernen müssen, den eigenen Handlungsradius zu begrenzen und uns wieder stärker im Lokalen zu engagieren, ohne dabei die Weltoffenheit zu verlieren und die Augen vor dem zu verschließen, was in fernen Weltregionen geschieht.

Dies alles sind *kulturelle* Herausforderungen. Eine Studie des *Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung für Globale Umweltveränderungen* (WBGU) über die zukünftige Entwicklung großer Städte hat sie vor einigen Jahren in dem Wort „Kohäsion“ zusammengefasst. Über neunzig Mal kommt dieser Begriff in der Studie vor. Die Autor*innen beziehen ihn „auf das Verhältnis der Gruppenmitglieder untereinander, auf ihre Bereitschaft zur Kooperation, auf gemeinsame Werte und Vorstellungen und auf die Identifikation des Einzelnen mit der Gruppe“. Soziale Kohäsion, so machen sie deutlich, wird in Zukunft eine enorm wichtige Rolle spielen und muss „stets aktualisiert und durch soziale Interaktion und Kommunikation hergestellt werden“.¹¹ Dies aber bedeutet: Unsere Gesellschaft braucht dringend Kulturtechniken und Kulturformen, die dabei helfen, der Fremdheit der Anderen angstfrei zu begegnen, Abschottung und Ghettobildung zu überwinden, sich gemeinsam auf die anstehenden Aufgaben einzustellen und dabei die eigene Vielfalt als Stärke zu erleben. Als Bausteine des kulturellen Wandels und Absicherung eines zivilisierten Zusammenlebens sind derartige Kulturtechniken ähnlich unverzichtbar, wie Windräder, Flächenentsiegelung und Grüner Wasserstoff.

Doch während sich auf der Ebene der technologiebasierten Lösungen durchaus Fortschritte verzeichnen lassen (effizientere Geräte, intelligentere Materialkreisläufe, große Schritte in Richtung Energiewende), entwickeln sich Konsumverhalten und Alltagsroutinen weiterhin in die falsche Richtung. Ob Flüge, Smartphones, große Autos, Streaming oder private Wohnfläche: Die Kurven gehen unverdrossen nach oben.

Einer der Gründe: Verzicht ist unpopulär und wird allzu oft als Privatsache aufgefasst. Es fehlt an gesellschaftlichen Akteur*innen, die sich auf einladende Weise für maßvolle Lebensformen stark machen. Man kann es den politischen Parteien und zivilgesellschaftlichen Organisationen nicht verdenken, dass sie vor diesem Thema zurückschrecken. Jahrelang wurde jeder politische Versuch, um des Klimas willen regulierend ins Alltagshandeln einzugreifen („Veggie-Day“, „flächendeckende Tempolimits“), mit einem massiven Verlust an Wählerstimmen bestraft. Die Psychologie bezeichnet diesen Bumerangeffekt als *Reaktanz*: Eine Art trotziges Aufbegehren gegen Übergriffe auf die eigenen Freiheitsrechte und Handlungsspielräume. Es gibt viele solcher psychologischen Hürden, die die notwendigen Verhaltensänderungen erschweren und blockieren. Mal haben sie mit Verlustängsten zu tun, mal mit der unvorstellbaren Größe, Ferne und Abstraktheit der klimatischen Bedrohung.¹² Diese Hürden ernst zu nehmen, bedeutet nicht, andere Faktoren in Abrede zu stellen. Zweifellos könnte die Politik mehr tun. Zweifellos wird Klimaschutz auch durch knallharte Macht- und Wirtschaftsinteressen blockiert. Doch die psychologischen und emotionalen Faktoren spielen eine wichtige verstärkende Rolle und tragen zu jenem deprimierenden Phänomen des kollektiven Nicht-Handelns bei, das die Autorin Annett Entzian in Anlehnung an einen Filmklassiker auf eine prägnante Formel gebracht hat: „Denn sie tun nicht, was sie wissen“.¹³

¹¹ WBGU, Umzug, 98.

¹² Zusammenfassungen der verschiedenen psychologischen Hürden bei der Vermittlung und Akzeptanz der Klimakrise finden sich bei Nikendei, Psyche und Swim, Contributions.

¹³ Entzian, Wissen.

Wandel braucht Rituale

Tiefgreifend und dauerhaft das eigene Verhalten und die eigenen Alltagsroutinen zu verändern, ist enorm schwer. Erst recht, wenn man dabei auf sich selbst gestellt ist. Umso wichtiger ist es, den Abschied vom Überkonsum, das Überwinden schädlicher Routinen und das Erlernen eines klima- und umweltverträglichen Lebensstils eben gerade nicht als Privatsache zu verstehen, sondern als eine herausfordernde und faszinierende kulturelle Gestaltungsaufgabe, die so viel Expertise, Unterstützung und Förderung verdient hat, wie nur irgend möglich.

Sich auf große Aufgaben einzustimmen, einander Mut zuzusprechen – das braucht Beharrlichkeit und ein Gefühl kollektiver Selbstwirksamkeit. Es funktioniert am besten in Gemeinschaft. Mit anderen Worten: Verhaltensänderungen brauchen Rituale. Rituale des Aufbruchs und Abschieds, der Selbstvergewisserung und Selbstermächtigung.

Die Religionen können an dieser Stelle einen enorm wertvollen Beitrag leisten. Sie verfügen über ein Jahrtausende altes Wissen, über das Politik, Wirtschaft und Wissenschaft nicht verfügen und das dringend ins Zentrum der Bemühungen um Klimagerechtigkeit, Umweltverträglichkeit und Resilienz gehört. Sie wissen, wie man Orientierung stiftet, Wege weist, Menschen zur „Umkehr“ und zum „Neuanfang“ animiert. Es gab Zeiten, in denen vor allem sie es waren, die Gemeinschaft stifteten, den Jahreslauf strukturierten, die Menschen in Zeiten der Not ermutigten und in guten Zeiten an ihre Verpflichtungen erinnerten. Mit alledem haben sie kollektives Verhalten geformt.

Das Problem ist bloß: Sie haben dieses kostbare Wissen beileibe nicht immer und ausnahmslos zum Wohl der Menschen und des Planeten eingesetzt. Das von ihnen gehütete Erbe ist nicht nur ein möglicher Teil der Lösung, sondern oftmals auch ein Teil des Problems. Allzu leicht kippt die religiöse Selbstvergewisserung in Selbstgewissheit um. Allzu oft haben religiöse Institutionen ihre Macht über die Menschen auf schändliche Weise missbraucht und dazu beigetragen, Unfrieden und Naturzerstörung zu legitimieren. Und dort, wo religiöse Rituale noch gepflegt werden, tragen sie häufig gerade nicht dazu bei, das örtliche Miteinander zu stärken. Anstatt die Menschen zusammenzubringen, trennen sie sie nach Glauben und Herkunft und befördern auf diese Weise die Segregation.

Es gibt also viele gute Gründe, mit Kritik und Unbehagen auf die Religionen zu schauen. Ihr Anspruch, über exklusive Wahrheiten zu verfügen, ist nur einer davon. Und so verwundert es nicht, dass sich immer mehr Menschen abwenden. Einer Schätzung der *Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland* zufolge können nur noch sechs Prozent der deutschen Bevölkerung als praktizierende Gläubige angesehen werden, die regelmäßig eine Kirche, Moschee, Synagoge oder einen anderen religiösen Gemeinschaftsort besuchen.¹⁴

Doch wie auch immer man persönlich zu den Religionen stehen mag – sie sind Teil unserer gesellschaftlichen Realität und sie sind, im Guten wie im Schlechten, relevant für ein gelingendes Zusammenleben. In einer sich erhitzenden Welt, die uns und unsere Nachkommen mit gewaltigen und unbequemen Veränderungen konfrontiert, dürfte sich diese Relevanz weiter zuspitzen. Eine Welt in rasantem Wandel kann keine verfeindeten Heilslehren gebrauchen, deren Vertreter*innen einander misstrauisch beäugen oder erbittert bekämpfen. Sie braucht so viel friedliche Kooperation, so viel konstruktiven Streit, so viel wechselseitiges Zu-Gast-Sein und Von-

¹⁴ Vgl. Fowid, Religionszugehörigkeit.

einander-Lernen wie nur irgend möglich.

Ich hoffe deshalb, dass diese Utopie ausnahmsweise nicht uneingelöst bleibt. Dass diese Idee mehr ist, als bloß ein weiteres, zu den Akten gelegtes Modellprojekt. Dass der Gedanke, das uralte religiöse Wissen von der gemeinschaftsstiftenden Kraft des Rituals ließe sich wieder dauerhaft in unserer vielstimmigen Gegenwart verankern, kein Märchen bleibt. Sondern dass es schon bald viele solcher Rituale gibt, die uns (statt Fernweh, Kauf- und Reiselust zu wecken) Woche für Woche dabei helfen, endlich zu tun, was zu tun ist.

Einander zuwenden

Zurück ins Jahr 2035. Die Andacht geht ihrem Ende entgegen. Das Wochenthema „Wasser“ hat sich als so facettenreich und kontrovers erwiesen, dass es wohl gleich im Anschluss, beim interkulturellen Buffet, noch viele Diskussionen geben dürfte. Die religiösen Impulse und die alten Brunnen- und Schöpflieder aus zwei Jahrtausenden haben daran erinnert, wie kostbar dieser Stoff ist. Doch was folgt daraus? Dürfen private Gärten noch bewässert werden? Was ist mit der industriellen Nutzung? Muss Wasser wirklich teurer werden, um der Verschwendung vorzubeugen? Oder muss es, ganz im Gegenteil, jedem Menschen jederzeit kostenlos zur Verfügung stehen? Wie aktuell dieses Thema ist, wissen die Anwesenden nur zu gut. Die Dürre ist längst dauerhaft in Europa angekommen. Für manche ist die sommerliche Hitze ein zusätzlicher Grund, hierherzukommen. Der Aufenthalt in einem angenehm kühlen Raum ist zu einem Luxus geworden, den sich viele privat nicht mehr leisten können.

Glücklicherweise ist es mittlerweile, anders als noch zu Beginn der zwanziger Jahre, einfacher geworden, einen nahegelegenen Gemeinschaftsraum zu finden. Damals war die selbstverständliche Verfügbarkeit derartiger Räume eines von vielen Privilegien der alteingesessenen Christinnen und Christen gewesen. Es war wie ein unhinterfragter Automatismus gewesen: Der Glaube entschied über die Gemeindezugehörigkeit. Wer zu einer religiösen oder kulturellen Minderheit gehörte, war bestenfalls ein gerne gesehener Gast ohne Mitbestimmungsrecht. Und um zum Hindutempel, zur bosnischen Moschee oder zur ghanaischen Gemeinde zu gelangen, musste man in der Regel den langen Weg in eine andere Stadt oder ein anderes Stadtviertel auf sich nehmen.

Doch dann hatten immer mehr evangelische und katholischen Gemeinden ihre Immobilien aufgeben müssen. Aus den einstigen Gotteshäusern waren Gaststätten, Einkaufszentren, Spielotheken oder Buchhandlungen geworden und manchmal wurden sie gleich ganz abgerissen.¹⁵ Es dauerte einige Jahre, bis sich die ersten Bürgerinitiativen gründeten, um sich diesem respektlosen Ausverkauf zu widersetzen und das bauliche Erbe der einstigen Mehrheitsreligion einer neuen, angemessenen Bestimmung zuzuführen. An die Stelle des Bemühens um eine künstlich aufrechterhaltene Homogenität trat die Freude an einer neuen Vielstimmigkeit. In manchen Städten begann man regelrecht darum zu wetteifern, welcher Kiezgemeinde es wohl gelänge, am besten die Diversität ihres Stadtteils zu repräsentieren. Vielerorts entstanden neue Formen von Gemeindekultur. Überall dort, wo die alten Rituale, Gesänge und Gebete noch lebendig waren, wurden auch sie als ein gemeinsam zu

¹⁵ Zur Umnutzung und zum Abriss von Sakralgebäuden vgl. die vielfältigen Beiträge und Positionen in den beiden Sammelheften Publik-Forum, Kirchen sowie Baukultur Nordrhein Westfalen, Kirchenumbau.

pflegenden Menschheitserbe verstanden und fortgeführt. Bloß eines wurde nicht mehr fortgeführt: Das Beharren auf der einen exklusiven Wahrheit. Statt Antworten zu verkünden wandte man sich einander zu und suchte gemeinsam nach Fragen und nächsten Schritten. So wie es auch hier gerade wieder geschehen ist, in einer von vielen Kleinstadtgemeinden des Jahres 2035, die ihr einstiges Kirchengebäude wieder zu dem gemacht hat, was es ursprünglich einmal war: Zu einen Ort der nachbarschaftlichen Begegnung, des Austauschs, der Ermutigung und Besinnung.

Zeit für das Abschlussritual. Bis hierhin haben die Anwesenden in einem gestaffelten Kreis gesessen, einander zugewandt, so dass alle sich sehen können. Doch nun, für das abschließende Hoffnungs- und Ermutigungslied, stehen sie auf, drehen sich um 180 Grad und wenden sich voneinander ab.

Es waren zwei Jugendliche gewesen, die diese Aufstellung vorgeschlagen hatten, als der interreligiöse Gemeinderat vor einigen Jahren die Frage gestellt hatte, was es bräuchte, damit alle sich beim gemeinsamen Singen wohlfühlen. Ihr Vorschlag war wohl nicht ganz ernst gemeint gewesen und es hatte für viel Irritation und Widerstand gesorgt, als die Idee dann tatsächlich beim Wort genommen und umgesetzt worden war. Sich beim Singen den Rücken zukehren? Ist das nicht genau das falsche Signal?

Doch mittlerweile hat die Gemeinde dieses kleine rituelle Element kurz vor Schluss zu schätzen gelernt. Woche für Woche kann man auf diese Weise spüren, dass jeder und jede in eine etwas andere Zukunft blickt, andere Hoffnungen und Sorgen vor Augen hat, einen anderen Ausschnitt der Welt sieht und über ein anderes Wissen verfügt. Woche für Woche kann man spüren, dass man die anderen dennoch schützend und stärkend hinter sich hat. Woche für Woche kann man einander vergewissern, dass all die vielen Dinge, die man selbst übersieht, von anderen gesehen werden.

Bibliographie:

Baukultur Nordrhein Westfalen, Kirchenumbau (2022).

[https://baukultur.nrw/site/assets/files/10511/bknw_magazin_nr_3_kirchenumbau.pdf] (letzter Zugriff 13.1.2023)

Creutzig, Felix et al., Demand, services and social aspects of mitigation, in: The Intergovernmental Panel on Climate Change, Beitrag von Arbeitsgruppe III zum Sechsten Sachstandsbericht des IPPC, 2021.

[https://www.ipcc.ch/report/ar6/wg3/downloads/report/IPCC_AR6_WGIII_Chapter_05.pdf] (letzter Zugriff 13.1.2023)

Entzian, Annett, Denn sie tun nicht, was sie wissen. Eine Studie zu ökologischem Bewusstsein und Handeln, München 2015.

Fowid, Religionszugehörigkeiten 2021. [<https://fowid.de/meldung/religionszugehoerigkeiten-2021>] (letzter Zugriff 13.1.2023)

Göpel, Maja, The Great Mindshift: How a New Economic Paradigm and Sustainability Transformations go Hand in Hand (2016). [<https://doi.org/10.1007/978-3-319-43766-8>]

Heupts, Cordula/Işık, Tuba/König, Bernhard (Hg.), Singen als interreligiöse Begegnung. Musik für Juden, Christen und Muslime, Paderborn 2016.

Illich, Ivan (1998): *Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik*, München 1998.

Josties, Elke, Bella ciao – Transformationen eines Protestliedes. Fallstudie zur Entstehungsgeschichte, transnationalen Verbreitung und jugend- und popkulturellen Rezeption (2022).

https://opus4.kobv.de/opus4-ash/frontdoor/deliver/index/docId/487/file/Josties_Bella_Ciao_2022.pdf] (letzter Zugriff 13.1.2023)

Kallis, Giorgos et al, Research On Degrowth (2018). [<https://doi.org/10.1146/annurev-environ-102017-025941>] (letzter Zugriff 13.1.2023)

König, Bernhard, Monteverdi und der Klimawandel, in: neue musikzeitung (2019), H. 9. [<https://www.nmz.de/artikel/monteverdi-und-der-klimawandel>] (letzter Zugriff 13.1.2023)

Nikendei, Christoph, Klima, Psyche und Psychotherapie. Kognitionspsychologische, psychodynamische und psychotraumatologische Betrachtung einer globalen Krise, in: Psychotherapeut (2020), H. 1. [<https://doi.org/10.1007/s00278-019-00397-7>] (letzter Zugriff 13.1.2023)

Norman, Richard, Why Humanist Climate Action?, in: Humanist Climate Action (2021). [<https://humanists.uk/humanist-climate-action/why-humanist-climate-action/>] (letzter Zugriff 13.1.2023)

Petschow, Ulrich et al., Gesellschaftliches Wohlergehen innerhalb planetarer Grenzen. Der Ansatz einer vorsorgeorientierten Postwachstumsposition. (= Umweltbundesamt, Texte 89/2018). [<https://www.umweltbundesamt.de/publikationen/vorsorgeorientierte-postwachstumsposition>] (letzter Zugriff 13.1.2023)

Publik-Forum, Extra Thema: Kirchen, Orte des Wandels, Oberursel 2021.

Raworth, Kate, Die Donut-Ökonomie, München 2018.

Rosa, Hartmut, Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Frankfurt am Main 2016.

Schneidewind, Uwe, Die Große Transformation. Eine Einführung in die Kunst gesellschaftlichen Wandels, Frankfurt am Main, 2018.

Sommer, Bernd/Welzer, Harald, Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne, München 2017.

Steffen, Will et al., Global Change and the Earth System. A Planet Under Pressure, Berlin 2004.

Stosch, Klaus von, Komparative Theologie als Wegweiser in der Welt der Religionen, Paderborn 2012.

Stosch, Klaus von/König, Bernhard, Gastfreundschaft im Hier und Jetzt, in: Heupts, Cordula et al. (Hg.), Singen als interreligiöse Begegnung. Musik für Juden, Christen und Muslime, Paderborn 2016, 131-140.

Strübel, Bettina/Trimum e.V. (Hg), Interreligiöses Liederbuch. Gemeinsam singen und feiern, Wiesbaden 2017.

Swim, Janet K. et al., Psychology's Contributions to Understanding and Addressing Global Climate Change, in: American Psychologist, May–June 2011, 241-250.

Trimum e.V., Klimalieder (2020). [<https://musik-und-klima.de/home/klimalieder/14560>] (letzter Zugriff 13.1.2023)

Trimum e.V., Stunde der Zukunft. Eine interkulturelle Feier für Klima und Umwelt. Dokumentation der ersten Versuchsphase 2021. [<https://musik-und-klima.de/dateien/Datei/d/1dguvt10/datei1.pdf>] (letzter Zugriff 13.1.2023)

UNEP, The Closing Window. Emissions Gap Report 2022. [<https://doi.org/10.18356/9789210023993>]

WBGU, Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte, Berlin 2016.

Weizsäcker, Ernst Ulrich/Wijkman, Anders et al. (Hg), Wir sind dran. Was wir ändern müssen wenn wir bleiben wollen. Gütersloh 2017.

Xu, Chi et al., Future of the human climate niche. In: Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America (2020). [<https://doi.org/10.1073/pnas.1910114117>]